

Michael Huter

Seite oder Schirm

Marginalie zu Fragen des Medienwandels

Bei dem Folgenden handelt es sich um eine Marginalie zu Fragen des Medienwandels, insbesondere der zu beobachtenden Neukonfigurierung von Text und Bild und deren Konsequenzen für das Denken. Am Rande streife ich dabei Fragen wie „Macht Powerpoint dumm?“, „Warum brauchen wir Listen?“ und „Wie gefährlich ist das Stendhal-Syndrom?“. Am Beginn steht eine kleine Fallgeschichte über ein Borderline-Erlebnis, ausgelöst durch exzessive Lektüre

Im Sommer 1737 verbringt der junge Jean Jacques Rousseau die glücklichsten Tage seines Lebens. Auf Les Charmettes, dem Landgut seiner Gönnerin und mütterlichen Geliebten, lernt er die Freuden der Liebe und das Glück des Landlebens kennen. Er wäre aber nicht der Autor der Bekenntnisse, wenn Rousseau nicht den Leser an seinen selbstverschuldeten Nöten und Qualen teilhaben ließe, wie die folgende Episode zeigt. Jean Jacques studiert in der Bibliothek und entgeht dabei nur knapp einer Katastrophe.

„Meine falsche Vorstellung von den Dingen überzeugte mich, dass man, um ein Buch mit Nutzen zu lesen, alle Kenntnisse haben müsse, die es voraussetzt, ohne dass der Gedanke in mir aufkam, dass der Verfasser sie selbst oft nicht einmal hat und sie je nach Bedarf aus anderen Büchern schöpft. Durch diese närrische Vorstellung wurde ich jeden Augenblick aufgehalten, genötigt, ständig von einem Buch zum anderen zu laufen, und manchmal

hätte ich, ehe ich bis zur zehnten Seite des Buches gekommen war, das ich studieren wollte, Bibliotheken erschöpfen müssen.“

Rousseau ist nicht der erste und auch nicht der letzte, der sich in Büchern verlieren und in Bibliotheken verirren sollte. Die Art jedoch, wie er sozusagen nach rückwärts liest, indem er das gespeicherte Wissen zu seinen Quellen zurückverfolgt, ist aber charakteristisch. Er macht die Erfahrung, dass Texte nicht abgeschlossen, sondern nach allen Seiten offen sind. Seinen Büchern fehlt der Einband und ein jedes ist Eingang in ein „unermessliches Labyrinth“. Gerade der Vorteil des Buches, das es jenes Wissen enthält, das *ein* Autor für einen Leser aufgeschrieben hat, entgeht ihm. Zeitverlust, Verwirrung und ernste Anzeichen von Ich-Verlust sind die Symptome dessen, was man als Rousseau-Syndrom bezeichnen könnte. Er nimmt an, alle Bücher lesen zu müssen, die dieses eine „voraussetzt“ und macht – noch unter den Bedingungen der Gutenberg-Galaxis – die Erfahrung eines grenzenlosen Hypertextes. Zum Glück erkennt er gerade noch rechtzeitig, dass der Weg, den er eingeschlagen hatte, buchstäblich in die Irre führt, und entkommt, bevor er sich „ganz darin verloren hatte“. Dagegen dass sich „Maman“ inzwischen einen erfahreneren Liebhaber genommen hat, hilft freilich auch das nicht ...

„Das Buch ist wieder da“, hört man häufig, und dass es im Kampf gegen die elektronischen Medien unerwartetes Stehvermögen bewiesen habe. Die Feststellung, dass das Buch zurück ist, setzt voraus, dass es – wenn auch nur vorübergehend – irgendeinmal weg war. Wie jeder weiß, trifft nicht zu. Es stimmt aber, dass es angesichts der erwarteten technischen Veränderungen in den Hintergrund verlegerischer Überlegungen getreten war. Egal ob kulturpessimistisch befürchtet oder geschäftlich erhofft, die erwartete Verdrängung des Buches ist nicht eingetreten. Heißt das, das sich nichts geändert hat und alles beim Alten geblieben ist? Natürlich nicht. Die Revolution ist nicht ausgeblieben. Sie hat sich auch nicht verspätet, sondern bereits stattgefunden. Nichts ist mehr so, wie es einmal war, seit das der Meteor Internet in die Bücherwelt eingeschlagen und sie gründlich verändert hat.

Heute werden wissenschaftliche Zeitschriften, Nachschlagewerke und Kataloge auch elektronisch angeboten. Die Verlage naturwissenschaftlicher Journale, waren es auch, die das elektronische Publizieren zuerst eingeführt haben und darin am weitesten fortgeschritten sind. Der Be-

darf nach raschem Austausch hochwertigen und aktuellen Informationen unter den Wissenschaftlern bildete dafür den Antrieb.

Die digitale Technik durchdringt die Verlagsbranche in unterschiedlicher Weise. Wissenschaftliche Verlage nutzen die technischen Möglichkeiten anders als Publikumsverlage oder Zeitungsverleger. Während etwa bei den wissenschaftlichen Zeitschriften, vor allem in den Naturwissenschaften, die Substitution absehbar ist, zeigt sich in anderen Bereichen, dass sich die unterschiedlichen Medien nicht verdrängen, sondern ergänzen.

Warum gibt es überhaupt noch Bücher? Erstens, ein großer Teil der Menschheit hat mangels Infrastruktur keinen Zugang zu rein elektronischer Information. (Angeblich hat die Hälfte der Menschheit noch nicht einmal ein Telefongespräch geführt.) Es gibt, zweitens, noch immer kein System, mit dem elektronische Daten verlässlich archiviert werden können. Als Erklärung dafür, warum wir buchstäblich an Büchern hängen, reicht das nicht aus. Es muss weitere Gründe geben. Einer lautet: Das Buch ist ein Ding.

Umberto Eco, wie Rousseau zu seiner Zeit einer der reinsten Vertreter der Spezies des Intellektuellen der Gegenwart, stellt fest:

„Ich kann nicht glauben, dass das Buch ein obsoleter Gegenstand werden kann. (...) Es bleibt ein technisch vollendetes Meisterwerk (wie der Hammer, das Fahrrad ...), das sich, soviel man auch noch erfinden mag, nicht mehr verbessern lässt.“

Das Buch ist also nicht nur ein vollkommener Gegenstand der materiellen Kultur, und es bildet einen Höhepunkt in der Entwicklung menschlicher Werkzeuge.

Der Mensch braucht zum Überleben aber nicht nur Werkzeuge, sondern überhaupt Dinge. Der Soziologe Georg Simmel meinte, dass das Ich ohne äußere Objekte die ihm „gehörten, d. h. gehören“ „gleichsam ausdehnungslos in einem Punkt zusammenfallen“ würde. Sozialwissenschaftler und Psychologen betonen die identitätsbildende und symbolische Kraft von Dingen. Wie Stofftiere oder Spielsachen ermöglichen und fördern Dinge die Entwicklung und Bildung der individuellen Identität ihrer Benutzer und Besitzer.

Es gibt aber genug andere Dinge - Fahrzeuge, Immobilien, Kleidung, Kunstwerke, Kommunikationsmittel -, in denen sich instrumentelle und symbolische Werte verbinden. Warum also Bücher?

Für die Identität von Intellektuellen bilden Bücher eine zentrale Dimension. Schreiben ist für sie die vollkommene Darstellung von Intelligenz. Wenn sich aber Intellektualität am besten im Schreiben inszeniert, dann ist das Buch, das gedruckte Wort, dafür das ideale Medium. Der Geist sucht sich einen Körper und findet ihn im Buch. Er „erscheint“ und verkörpert sich in einem lebendigen Ding.

Umgekehrt: Für den Leser sind Bücher lebendig, weil sie den Charakter von Werkzeugen und Symbolen haben. Einerseits dienen sie als externer Speicher und Gedächtnis, andererseits als Mittel der Selbstdarstellung und -vergewisserung. Der Romancier Carlos Maria Dominguez erzählt von einem Professor für klassische Philologie, der die Zubereitung des Kaffees in seiner Küche absichtlich in die Länge zog, um dem Gast die Gelegenheit zu geben, seine Bücherregale zu bewundern. Wie „ein riesiges, offenes Gehirn“ stellt er inzwischen seine Bibliothek zur Schau, bevor er „befriedigt lächelnd“ ins Wohnzimmer zurückkehrt. Das bürgerliche Zeitalter hat Bücher zu Freunden personifiziert. Das inzwischen immer wieder bemühte und inzwischen schon etwas abgedroschene Beispiel vom Kriminalroman, den man nur als Buch an den Strand oder gar ins Bett mitnimmt, zeigt das anthropomorphe Wesen des Buches.

Ein Buch hat zwei Deckel, so wie die Bibliothek vier Wände hat. Schon als Objekt vermittelt das Buch Vertrauen in die Beherrschbarkeit von Wissen, das Medium garantiert dafür, dass sich auf Fragen auch Antworten finden lassen.

Der Inszenierungswert, d. h. die soziale Lust, die das Buch neben seinem inhaltlichen Gebrauchswert verschafft, ist nicht zu vernachlässigen. Er steckt in teuren Einzelstücken oder ganzen Bibliotheken. Es ist kein Zufall, dass Verlage der Ausstattung der äußeren Form, dem Buchdesign immer mehr Aufmerksamkeit schenken. Weil die Funktion als Textspeicher nicht mehr genügt und das Buch nicht mehr konkurrenzlos ist, unter Umständen bei Funktion und Benutzbarkeit sogar unterlegen ist, wird es zum Design- und Kultobjekt stilisiert. Die Verlage setzen auf ästhetische Reize, die das Buch als Objekt vermitteln kann und dem elektronischen Medium voraushat.

Vielleicht ist aber die Frage, ob das Buch überlebt oder verdrängt wird, gar nicht die richtige Frage. Man übersieht dabei, das sich unter dem Ein-

fluss der neuen Medien inzwischen eine viel einschneidendere Veränderung vollzieht: die von der Schrift zum Bild oder - bildlich gesprochen - von der Seite zum Schirm. Obwohl von den neuen Medien ausgelöst und potenziert, betrifft der Wandel weniger das Medium als den Modus der Kommunikation.

Schrift als dominanter Modus wird vom Bild zunehmend verdrängt. Die lineare Kette von Schriftzeichen, die im zeitlichen Nacheinander des Lesens entziffert wird, wird von der gleichzeitigen Darbietung von Elementen eines Bildes mehr und mehr abgelöst. Das hat Folgen, nicht nur für die Darstellung, auch für das Denken.

Wer viel schreibt, hat vielleicht auch folgende Veränderungen an sich bemerkt. Notizen werden nicht mehr zeilenweise von links nach rechts, sondern als Liste von oben nach unten angefertigt. Häufig entwirft man beim Nachdenken - zum Beispiel während einer uninteressanten Wortmeldung bei einer Sitzung - scheinbar ganz spontan eine kleine hypothetische Skizze, bloß um sich etwas besser vorstellen oder anderen vermitteln zu können. Unmerklich nehmen sie die Form von „Organigrammen“ oder „Verzeichnissen“ an. Man bedient sich der Baumstruktur, um Hierarchien oder Ordnungen „auf einen Blick“ zu veranschaulichen. Die einzelnen Elemente werden durch Punkte hervorgehoben oder eingerückt, um Unterordnungen zu veranschaulichen. Ihre Beziehungen werden nicht verbal als kausale Verhältnisse, sondern visuell als räumliche Relationen dargestellt, etwa indem man zwischen Kästchen, Ellipsen oder Kreisen Pfeile und Linien zeichnet. Meistens ähneln diese Bildnotizen immer irgendwie den Standardformen, die von kommerziellen Präsentationsprogrammen angeboten werden.

Selbst wenn die Botschaft an einen selbst gerichtet ist, vermutet man zu recht, dass der Empfänger, die Information in der Form besser und rascher aufnimmt, als wenn sie nebeneinander aufgereiht oder gar in ganzen Sätzen verpackt wird. Was dabei übersehen wird, ist, dass sich auch die Information verändert hat.

Der ehemalige Yale-Professor Edward R. Tufte hat den „kognitiven Stil“ von Power Point untersucht und nachgewiesen, dass es bei der Verwendung des millionenfach verbreiteten Präsentationsprogrammes zu sträflicher Vereinfachung und Verfälschung von Information kommt. Wenn man versucht, komplexe Zusammenhänge auf einer Serie von „Folien“ unterzubringen, und sich dabei noch auf die groben Hierarchien von so genannten „bullet lists“ verlässt, dann werden unter Umständen

gerade die entscheidenden Informationen ausgefiltert. (Der Glaube, dass sich komplizierte Zusammenhänge auf begrenztem Raum in Form von gestaffelten Listen darstellen ließen, erinnert an das Staunen Karl Valentins, dass sich auf der Welt jeden Tag gerade soviel ereignet, wie in eine Zeitung passt.) Fehlentscheidungen wie jene, die zum Absturz der Raumfähre Columbia im Jahr 2003 führten, waren auf nicht zuletzt auf Informationsmängel zurückzuführen, die nachweislich durch die Form von internen Power Point-Berichten bedingt waren.

Wenn Power Point für Wirtschaft und Wissenschaft ein Problem ist, dass ist es für die Schule und Ausbildung schlechthin eine Katastrophe. Als Papierausdruck oder e-mail-Attachment oder im Internet verlieren die Folien endgültig jeden Wert. Die kurzfristigen Vorteile bei der Erstellung und Präsentation gehen schließlich zur Gänze auf Kosten des Inhaltes und des Publikums.

Noch ein Beispiel dafür, wie sich Medien und Modalitäten durchdringen und auf Kultur und Denken auswirken. Nach der Verabschiedung des bürgerlichen Bildungskanons übernimmt die Logik von Suchmaschinen die Aufgabe der Auswahl aus dem kulturellen Angebot. Die Sucht nach Rankings und Hitlisten hat nicht nur mit der Hierarchie von „Treffern“, sondern auch mit der Visualisierung und Darstellung von Bildung in Listenform zu tun. Der Erfolg der skurril oder nostalgisch anmutenden Sammlungen und Listen von Dr. Ankwitsch oder eines gewissen Ben Schott sind davon nur die humoristische Seite. (Die Liste ließe sich mit dem „großen Buch der Listen“ von David Wallechinsky und Amy Wallace - passenderweise im List Verlag erschienen - fortsetzen.)

In allen Bereichen der traditionellen und populären Kultur, seien es nun es Romane, Kunstwerke, historischen Persönlichkeiten, Pop-Alben, Bauwerke oder Filme, grassieren Kanondebatten. Das hat mit der Lust an der Liste zumindest ebensoviel zu tun wie mit Neuorganisation eines unverzichtbaren Bildungsbestandes. Der Kanon, egal ob von einer Autorität dekretiert oder per Abstimmung durch eine Jury oder des Publikums ermittelt, lässt sich mit einem Blick überschauen, als Koffer kaufen oder im Abonnement mit der Tageszeitung beziehen.

Dass man verschiedener Meinung darüber sein kann, was als unverzichtbar zu gelten hat, hat durchaus sein Gutes. Auch dass die Schrift mehr und mehr vom Bild ersetzt oder, besser gesagt, ergänzt wird, ist kein Anlass zu Kulturpessimismus. Wichtig ist, dass man es weiß. Informationen werden immer bildlastiger und Buchseiten schirmartiger. Sozialese-

miotiker gehen inzwischen soweit zu behaupten, dass Bücher eigentlich streng genommen gar keine Bücher mehr sind, weil der für das Buchzeitalter dominante Schriftmodus auch im Buch vom Modus des Bildes abgelöst wird. Daran knüpfen sich Versuche, die Grammatik des Visuellen zu beschreiben und Bildkompetenz zu entwickeln, mit der man Bildinhalte lesen kann. Die Fähigkeit, bildhafte Information zu verstehen und Wichtiges von Überflüssigem zu unterscheiden, wird zu einer Überlebenstechnik werden. Nicht zuletzt, um einer Form jener Krankheit zu entgehen, die man nach dem Pseudonym eines Landsmannes Jean Jacques Rousseaus als „Stendhal-Syndrom“ bezeichnet hat. Auf einer Italienreise im Jahr 1817 wurde der Dichter Opfer des „cultural overflow“. Beim Besuch von Santa Croce in Florenz war er von der Schönheit und der Masse an Kunst und Bildern derart überwältigt worden, dass er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Man vermutet, dass der Zustand totaler Erschöpfung und Überforderung, der vor allem bei Italientouristen beobachtet wurde, vor allem durch exzessiven Bildkonsum ausgelöst wird. ***

Erweiterte Fassung eines Vortrages, gehalten am 26. November 2004 am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik an der Universität Innsbruck